

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Schwarzwälder Bote. 1845-1858 (1873) Unterhaltungsblatt

17 (26.2.1873)

Unterhaltungs Blatt

des Schwarzwälder Boten.

N^o 17.

Oberndorf, Mittwoch den 26. Februar

1873.

Zwei Freunde.

(Fortsetzung.)

Graf Thurnau war von Anbeginn nicht in Zweifel über seinen gefährlichen Zustand. Wohl war es ein schmerzvoller Gedanke, so plötzlich seinem rüstigen Schaffen, seinem thätigen Leben und Wirken entrissen zu werden, und doch, um Edith's, seines angebeteten Weibes willen, durfte er kaum wünschen, sein Leben erhalten zu sehen. Das junge, blühend schöne Wesen fortan an einen elenden Krüppel gefesselt, schon die bloße Vorstellung erfüllte ihn mit namenlosem Entsetzen, spiegelte ihm jeden neu anbrechenden Morgen als eine neue peinvolle Marter vor. Sein Tod dagegen eröffnete ihr die Anwartschaft auf ein neues, reicheres Glück, so reich und schön, wie er es in ihrem Besitze gefunden. Edith's Glück! — dafür hatte er gelebt, — dafür gieng er jetzt gern in den Tod, könnte er nur die Gewißheit mit hinüber nehmen, daß sie dereinst die heiße Liebe desjenigen, dem er am liebsten ihren Besitz gönnte, erwidern würde, dann war sie wohl geborgen. Kein neidisches Gefühl überschlich dabei das große, selbstlose Herz des edlen Mannes, im Gegentheil verführten ihm derartige Zukunftsbilder den Gedanken an sein unabwendbares, nahes Sterben. Mit männlicher Fassung ergab er sich dem Willen des göttlichen Schlachtenlenkers. Wie gut war es ihm doch geworden vor so vielen seiner Waffenbrüder, denen keine geliebte Hand die fieberheiße Stirne kühlte, die brennenden Lippen nezte. Wie innig dankbar lächelte er seine Umgebung an für jeden kleinen Liebesdienst, wie strahlte sein matter Blick heller auf, wenn das süße, engelssmilbe Antlitz seines Weibes sich zärtlich über ihn neigte. Welcher verklärten Schimmer breitete Edith's Nähe über den schwerleidenden Gatten!

„Gut, daß Du kommst, ich — ach! Euer Hoheit, mir träumte soeben, Tiefensee trete an mein Lager!“ sagte eines Morgens Thurnau, aus leichtem Schlummer aufwachend.

„Es scheint, als ob eine Art von seelischem Rapport zwischen Ihnen und unserem lieben Walthers bestehe, denn auch dieser schreibt mir, daß seine Gedanken sich Tag und Nacht mit Ihnen beschäftigen!“ entgegnete Prinz Ernst lebhaft.

„Ich wünschte, sein Regiment stände weniger weit!“ seufzte der Kranke.

„In einigen Tagen verläßt das Hauptquartier Ferridres, um, wie es heißt, in Versailles seinen Standpunkt zu nehmen, dann wird Tiefensee — doch sprechen Sie, lieber Freund, wünschen Sie wohl seine persönliche Gegenwart?“

Thurnau's Augen leuchteten freudig auf. „Glauben Sie, mein Prinz, daß es ihm möglich seyn würde?“ fragte er mit schwachem Lächeln. „Ach! das menschliche Herz hört doch nie auf, dies oder das zu wünschen! Ja, ich glaube, grade deshalb, weil mir das Schicksal so viel gewährt, viel mehr, als ich zu hoffen wagte, sehne ich mich, auch meinen edlen Vetter noch einmal zu sehen; doch ich fürchte, es —“

„Nun, wir wollen sehen, was sich thun läßt!“ fiel der Prinz dem Kranken beruhigend in's Wort. „Doch möchte ich Sie bitten, lieber Graf, dem Gedanken an Walthers Kommen nicht als feste Gewißheit nachzuhängen; in diesen bewegten Tagen kann stündlich ein unvorhergesehenes Etwas eintreten, das die Erfüllung Ihres Wunsches unmöglich macht.“

Trotz dieser wohl gemeinten Mahnung konnte man doch deutlich bemerken, wie Thurnau mit einer, nur Schwerkranken eigenen Fähigkeit, die Hoffnung auf Tiefensee's Ankunft festhielt. Er wurde nie müde, seiner Edith Walthers vortreffliche Eigenschaften zu rühmen. Einmal war es ihm, als ob ihre kleine Hand in der seinen

fieberisch zuckte. „Was hast Du, mein Lieb!“ sagte er lächelnd, „ich hoffe, Du bist doch nicht eifersüchtig auf die wahrhaft brüderliche Liebe, die ich für unseren gemeinsamen Freund hege?“

Thüränen traten in Edith's Augen. „Nein, nein! gewiß nicht!“ erwiderte sie mit leise bebender Stimme, „und doch, siehst Du, empfinde ich beinahe Schmerz bei Deinem Lob. Du darfst Dich nicht verkleinern gegen ihn, denn Du bist viel edler und besser, Du guter, hochherziger Mann!“

Thurnau zog Edith's Hand fester an sich und blickte forschend in ihre Augen. „Nach mich nicht eitel!“ sagte er in innig zärtlichem Tone.

Nach kurzem Schweigen fügte er ernst hinzu: „Ich meinte immer, Walthers stände Dir nicht weniger hoch, wie mir und, ich wünschte, meine liebe Edith, es wäre in der That so, denn sieh, wenn ich nicht mehr bin, steht ihm, als Deinem einzigen Verwandten das Recht zu, Dir mit Rath und That —“

„Ulrich, lieber Ulrich!“ fiel sie leidenschaftlich ein, „ich bitte Dich, sprich nicht so ruhig von — von —“

„Meinem Tode, willst Du sagen? Wäre es nicht viel thörichter, falsche Hoffnungen auf Genesung zu nähren? Armes, armes Kind, wir dürfen uns nicht auflehnen gegen des höchsten Willen! Ich sterbe für mein theures Vaterland und meine Edith wird als ein deutsches Helbenweib ihren Schmerz tragen und mein Andenken dadurch am besten ehren, daß sie nicht vergißt, den Anforderungen des Lebens Rechnung zu tragen. Und nun, liebes Herz, um noch einmal auf Walthers zurückzukommen, ist irgend ein Schatten vorbanden, der sein glänzendes Bild in Deiner Erinnerung trübt, wische ihn hinweg, vergieb ihm und denke, daß der beste, vortrefflichste Mensch nicht ohne Fehler und frei von Irrungen bleibt.“

Thurnau kam nicht wieder auf diesen Gegenstand zurück; seine Sehnsucht nach Tiefensee's Anblick nahm jedoch stündlich zu, das verriethen die verlangenden Blicke, die nach der Thür flogen, so oft diese sich öffnete. Auch Edith wünschte jetzt sein Kommen, war es doch vielleicht Ulrich's letzte Freude. „Er wird zu spät kommen, er wird ihn nicht mehr sehen!“ sagte sie sich mit angstvollem Herz klopfen. Die besorgten Blicke der Aerzte, ja selbst des Prinzen, bestätigten ihre Befürchtungen. — — —

„Ernst! lebt er noch oder — komme ich zu spät?“ Unter diesen Worten trat schweiß- und staubbedeckt vom angestrengtesten Ritte in den Nachmittagsstunden eines der letzten Septembertage Graf Tiefensee mit angstvoll fragendem Blick bei dem Prinzen ein.

„Walthers!“ rief dieser freudig bewegt, „Gott sei Dank, noch kommst Du zu rechter Zeit!“

„Ich darf hier nur drei Stunden bleiben, dann muß ich unverzüglich zu meinem Regiment zurück! Ich darf ihn doch sogleich sehen, oder willst Du ihn auf meine Ankunft erst vorbereiten? Wer ist bei ihm?“

Der Prinz hielt noch immer die Hand des eilig Fragenden. „Der arme Thurnau erwartet Dich so sehnsüchtig,“ erwiderte er, „daß es wohl kaum einer Vorbereitung bedarf; zudem darf ich Dir nicht verhehlen, mein lieber Freund, daß nach dem Ausspruch der Aerzte der heutige Tag nicht zu Ende gehen wird, ohne seinen Leiden für immer ein Ziel gesetzt zu haben.“

„Großer Gott!“ rief Tiefensee schmerzlich bewegt, „so wäre ich morgen schon zu spät gekommen? Armer Freund! arme Edith!“

„Die Gräfin Thurnau benimmt sich bewundernswerth! Obwohl ihr das Herz fast brechen möchte vor Weh, hält sie muthig ihre Thränen, ihren Jammer zurück, mit wahren Engelslächeln ihm Trost zusäufelnd. Doch was ist Dir, Walthers?“

Der Prinz blickte besorgt auf den Freund, als dieser ihn mit wahrhaft entsetztem Gesichtsausdruck anstarrte. „Woher weißt Du das Alles?“ fragte er endlich mühsam.

„Mein Gott, lieber Freund! auf ganz natürlichem Wege, da ich erst vor wenigen Minuten das Krankenzimmer verlassen und seit dem Hierseyn der Gräfin täglich Gelegenheit hatte, ihr Thun zu beobachten.“

„Hier? Edith hier?“ stöhnte Tiefensee todtenbleich. „Warum verschweigst Du mir dies? Ich wäre —“

Er brach ab, wie in bitterm Schmerz, seine Augen mit der Hand beschattend. Der Prinz antwortete nicht sogleich; die blißähnliche Erkenntniß von des Freundes Seelenzustand that ihm weh, das also war der Grund der Veränderung, die sichtlich in Walthers Wesen vorgegangen.

„Du wärest,“ erwiderte er endlich in ernstem, überzeugendem Tone, „trotzdem gekommen, den Wunsch Deines sterbenden Betters zu erfüllen. Ich bedaure aufrichtig, Dir keine Mittheilung von der Anwesenheit der Gräfin gemacht zu haben, ich glaubte, Du wüßtest es vom Lieutenant Stein, Deine seltsame Erschütterung spricht freilich deutlich genug vom Gegentheile.“

„Stein kehrt nicht zu unserm Regiment zurück!“ sagte Tiefensee schwer athmend, so blieb mir verborgen, — Ernst verzeih! denke nicht schlecht von Deinem alten Freunde! In Deiner treuen Brust ruht mein Geheimniß ja so sicher, wie bei mir. — Nun laß uns gehen, ich fühle mich stark genug, ihr und ihm entgegenzutreten.“

Beim Grafen Thurnau herrschte tiefe Stille, die weder vom Doktor Buchwald, der, zu Häupten des Lagers stehend, den Kranken aufmerksam forschend beobachtete, noch von Edith, die Ulrich's fiebrisch zuckende Hand in der ihren haltend, mit steigender Angst in seine eigenthümlich glänzenden Augen, auf die wunderbare Röthe der eingefallenen Wangen blickte, durch einen Laut unterbrochen wurde. Die Gehörnerven des Kranken mußten in diesem Augenblick von ganz besonderer Schärfe seyn, seine Augen hesteten sich unruhig forschend auf die Thür und als diese im selben Moment leise geöffnet wurde, sagte er mit seltsam klarer, zuversichtlicher Stimme: „Walthers, jetzt kommt er!“

Der Prinz wechselte einen hastig bedeutenden Blick mit dem Arzt, dann winkte er Tiefensee herbei. Dieser trat fast schwankend näher und neigte sich sprachlos über den sterbenden Freund.

Der Prinz und Doktor Buchwald zogen sich leise in die Fensternische zurück; auch Edith, im tiefsten Herzen erschüttert, wollte sich erheben, allein ihre Knie versagten ihr den Dienst und jetzt umschlossen Ulrich's Finger wie eine eiserne Klammer ihre zitternde Hand.

„Ich wußte wohl, daß Du kommen würdest,“ begann Thurnau mit derselben kräftigen Stimme, „den letzten Liebesdienst, mein Walthers, versagt ein braver Kamerad dem Andern nicht; mein Herz ist voller Dank dafür und auch Du, meine Edith, vergiß es ihm nicht, vergiß nicht, daß er bei Gravelotte für mich geblutet hat, da war meine Stunde noch nicht gekommen! Auch der Prinz, Dein edler Freund, hat sein Blut für mich vergossen. Gott sei Dank, daß ich seine tapfere, hilfreiche Hand und auch die Deine fassen und drücken kann! Ihr habt viel an mir und für mich gethan, — Gott vergelt es Euch!“

„Thurnau, Deine Worte zerreißen meine Brust!“ rief Tiefensee mit halb ersticker Stimme. „Nichts, nichts habe ich für Dich thun können! Als es galt, den tödtlichen Streich von Dir abzuwehren, da war ich fern, da wurde ich zum Lügner an meinem Gelübde!“

„Still, Walthers, freule nicht!“ flüsterte Thurnau jetzt mit sanftem Lächeln, „der Herr der Heerschaaren wollte Dein Opfer nicht, Du mußt leben, um meiner theuren Edith als treuer Freund und Berather zur Seite zu bleiben. Deine Hand darauf, mein Freund! So, lege sie hier auf meines Weibes Hand. Ach! nun halte ich die Hände der beiden Menschen, die ich am meisten geliebt habe auf dieser Welt. Walthers, Du wirst meinen letzten Willen vollstrecken?“

Ulrich's Stimme war allmählich zu immer leiserem Flüstern hinabgesunken, sein Athem ging schneller, seine Blicke irrten ungewiß umher. Edith drückte ihr schmerzsuchendes, thränenüberströmtes Antlitz fest auf seine erkaltende Hand; Graf Tiefensee von den

mannigfachen Gefühlen bewegt, kniete dicht an ihrer Seite, seine Blicke ruhten angstvoll auf Thurnau's seltsam sich verändernden Zügen.

„Es wird so dunkel um mich! Geht die Sonne schon unter?“ fragte er plötzlich mit starker Stimme. „Edith, Du Sonnenstrahl meines Lebens, bleib mir nahe — ganz nahe — so — der letzte Kuß — ach — wie wohl mir — ist, nun — will ich — schlafen. Das Lieb, — Edith — weißt Du — das — schöne — Lieb — Im Arm — der — Liebe — ruht — sich's — gut! —“ — Ein tiefer Seufzer, begleitet von einem qualvollen Aufschrei, dann feierliche Stille; unter dem letzten glühenden Kusse der scheibenden Himmelskönigin ging der müde Wanderer, einer der edelsten Erbsöhne zur ewigen Ruhe ein. —

Es wäre in jenen Tagen, wo alle größeren Verkehrsstraßen durch ungeheure Truppenzüge, Munitions- und Proviantskolonnen fast gesperrt waren, in den umliegenden Wäldern und Schluchten aber zahllose Francireurbanden wie Pilze aus der Erde schossen und ihr lichtschenes Wesen trieben, für die Gräfin Thurnau nicht nur unsicher, sondern höchst gefährlich gewesen, ohne genügende Bedeckung die Rückreise nach Deutschland anzutreten. In wenigen Wochen sollte eine größere Anzahl Verwundeter nach der Heimath transportirt werden, dieser traurigen Gesellschaft wollte Edith sich anschließen. — Auf Melitta's Verwendung bei der sonst Jedermann unzugänglichen alten Marquise wurden Graf Thurnau's sterbliche Ueberreste einstweilen in der Familiengruft des stolzen französischen Grafengeschlechts niedergesetzt, während seine junge Wittve sich noch für kurze Zeit die Gastfreundschaft des feindlichen Schlosses gefallen lassen mußte.

Doch sollte ihr dieser nothgebrungene Aufenthalt nur heilsam werden; denn nicht allein, daß die ganze Sanitäts- und Krankenpflegerkolonne sich beeiferte, in zahllosen zarten Aufmerksamkeiten ihr die tiefste Ergebenheit, das innigste Mitgefühl zu beweisen, — Melitta fand auch den einzig lindernden Balsam für ihre blutende Seele. Sie führte die junge Frau an die Schmerzenslager der übrigen Verwundeten, bat, scheinbar ganz unabsichtlich, hier und da um eine kleine Hülfsleistung, suchte dadurch Theilnahme für fremde Schmerzen in ihr zu erwecken, und wie hätte Edith's weiches, gefühlvolles Herz sich einer solchen verschleißen können. Der Anblick so namenlosen Jammers, so ungeahnten, vielfachen Wehes machte sie anfänglich schauern; dann aber faßte sie mitleidvolles Erbarmen, sie sehnte sich, den Leidenden hilfreiche Linderung zu verschaffen, ihnen Trost zu spenden durch Wort und That, gleich den barmherzigen Schwestern, die wie wahrhafte Trostesengel um die Unglücklichen walteten.

Besonders war es Melitta, die, auf's Tiefste durchdrungen von dem hohen Ernst ihres freiwillig übernommenen Liebesamtes, dasselbe mit bewunderungswürdiger Ergebenheit übte. Mit welch liebevollem Verständniß ging sie auf die rein persönlichen Wünsche ihrer Kranken ein, er war Feind oder Freund; wie wußte sie jedem Einzelnen abzulauschen, was eben seine Seele am Tiefsten bekümmerte, welche Fäden ihn am innigsten mit der Heimath verknüpften. Hier flüsterte sie einem Schwerkranken sanfte, milde Trostesworte zu, dort las sie einem Sterbenden wieder und wieder den letzten Brief eines schwerbekümmerten Mutterherzens vor. Hier schrieb sie, mit feinem Verständniß die innersten Gedanken eines Halbge-nesenden errathend, einen beruhigenden Brief an dessen Lieben daheim, dort brachte sie einem ungeduldig Hartenden eine heiß ersehnte Botschaft von der fernern Gattin oder Braut. Darum überflog aber auch das düsterste Gesicht ein Freudenschimmer, wenn Melitta's hohe Gestalt sich näherte, wenn ihr mildes Antlitz sich über den Leidenden beugte, der herzugewinnende Wohlklang ihrer Stimme sein Ohr berührte, wenn sie die dürrn, lebenden Lippen labte, das Kissen glättete, schien der Unglückliche weicher zu ruhen, ein dankbares Lächeln, ein leise geflüstertes Segenswunsch, eine glühende Thräne — lohnten der edlen, barmherzigen Samariterin.

Mit steigender Bewunderung beobachtete die Gräfin Thurnau das Thun Melitta's. Wie klein stand sie neben dem herrlichen Mädchen, das an Erfüllung einer so würdigen Aufgabe ihre besten Kräfte setzte. Sie vermochte nicht, sich länger ihrem Schmerz unthätig hinzugeben; gleich Jemr wollte sie fremden Leiden Linderung und Erquickung bringen; sie sprach endlich die schüchterne Bitte

aus, sie für die Dauer ihrer Anwesenheit als Gehülfin aufzunehmen in den Dienst der Menschenliebe.

Und Melitta, froh, ihren Zweck erreicht zu haben, kam dem Verlangen der ihrem Herzen überaus theuer gewordenen jungen Frau freudig entgegen. Gemeinschaftlich durchwanderten sie nun die Krankensäle, Labung und Trost in die Wunden und Herzen der Unglücklichen träufelnd, und die Wirkung blieb nicht aus. Ebith's Weh verlor den herben Stachel; der täglich erneute Anblick des unermesslichsten Jammers linderte allmählich das eigene Leid.

Mit einer wahrhaft schwärmerischen Verehrung blickte Gräfin Ebith zu der nur wenig älteren Freundin auf, sie wurde auf's Höchste durch die Wahrnehmung beglückt, daß Melitta ihr ebenfalls herzliche Neigung entgegenbrachte, allmählich verknüpfte ein immer wärmeres Freundschaftsband die beiden Herzen; nicht ohne Wehmuth vermochten sie an die nahe Trennung zu denken, deren Bitterkeit nur durch Melitta's festes Versprechen, ihren ersten Aufenthalt in Deutschland auf Schloß Thurnau zu nehmen, gelindert wurde.

Und als endlich die Scheidefunde geschlagen, die treuen Krankenpfleger den jetzt ihrer aufopfernden Pflege Entwürden den letzten Liebesdienst erzeigt hatten, und nun ein Wagen nach dem andern davon rollte, hasteten Aller Blicke voll trauervoller Wehmuth auf dem wunderlieblichen, todtblaffen Frauenbilde, das, wieder und wieder grüßend, sich aus dem letzten Wagen neigte, bis die plötzlich jäh obfallende Bergstraße das thränenüberströmte Antlitz den feuchten Blicken der Nachschauenden entzog. Es war die Gräfin Thurnau, die, unmittelbar hinter ihrem todtten Gemahl folgend, den traurigen Wagenzug beschloß. Arme Ebith! Gott stärke Dich für die schwere Stunde, wo Du einziehst in Deine verödete, heimatliche Burg, um den stillen Schläfer vor Dir der längst bereiteten Ruhestätte zu übergeben. —

Wenige Tage nach dem Abgange des Sanitätszuges rüstete sich die ganze Krankenpflegerkolonne, Schloß Noissy zu verlassen. Es wurde sämmtlichen Herren ordentlich schwer, von dem städtischen Herrensitze, der ihren Anforderungen genügt hatte, wie bisher kein Logement, zu scheiden, umsomehr, da sie auch mit dem einflussreichen Kommandanten, dem jovialen Major v. A. . . . stets im besten Einvernehmen gelebt hatten. Doch auch dieser trennte sich höchst ungern von seinen lebenswürdigen, intelligenten Genossen; er selbst hatte Befehl, der die Gegend unsicher machenden Francireurs wegen, mit seinem Kommando noch für einige Zeit seinen Posten besetzt zu halten, dann hoffte er der Belagerungsarmee um Paris zugeheilt zu werden und da die Sanitätskolonne ebenfalls dorthin beordert war, so konnte ein glückliches Ungefähr gar leicht ein Wiedersehen herbeiführen.

„Dieser Gedanke allein tröstet mich über unsere Trennung!“ sagte er in wehmüthig herzlichem Tone zu Melitta, diese nach dem Wagen führend. „Und nun, mein liebes, theures Fräulein,“ fügte er leiser hinzu, „hören Sie noch ein paar wohlgemeinte Worte von einem Manne, der Sie so überaus hoch und werth hält, daß er eine Tochter zu besitzen wünschte, die Ihnen gleiche!“ Sie wollen Ihr ganzes Leben dem Dienste der Menschenliebe, der Krankenpflege weihen! So edel dieser Entschluß nun an und für sich auch ist, so kann ich mich durchaus nicht mit dem Gedanken befreunden, daß Sie, grade Sie, jung, schön, mit den herrlichsten Vorzügen des Geistes und Gemüthes geschmückt, ein doch immerhin sehr entsagungreiches Leben führen wollen. Nun bitte ich, mein liebes Kind, mir zu versprechen, Ihre hochherzige Idee so recht gewissenhaft von allen Seiten zu prüfen, ehe Sie dieselbe zur That reifen lassen, und mahnt eine warnende Stimme in Ihrem Innern Sie ab, so geben Sie ohne Bedenken den Plan auf, hoffen Sie aber in Ihrem Wirken ein vollständig befriedigtes Daseyn zu finden, nun denn, in Gottes Namen!“

Der herzlich einbringliche Ton der schlichten Worte blieb nicht ohne Eindruck auf Melitta. Sie reichte ihm ihre feine Hand und erwiderte bewegt: „Mein Herz durchströmt in diesem Augenblicke ein einzig großes Dankgefühl, Herr Major! Ich vermag Ihnen die väterlich warme Theilnahme an meinem Geschick nicht anders zu lohnen, als durch die feste Versicherung, meinem Lebensplan nur dann treu bleiben zu wollen, wenn ich nach strenger Selbstprüfung in Befolgung desselben Schutz gegen innere und äußere Stürme zu finden hoffen darf.“

Die letzten Worte des jungen Mädchens, das in seinem Wollen und Thun sich stets so klar bewußt war, mochten dem guten Major gewiß Mancherlei zu denken geben, wenn er gleich nicht errieth, daß die starke Seele mit einer wahnsinnigen Liebe rang, deren leidenschaftliche Gluth sie allein zu erstickern vermeinte in fortwährender, angestrengtester Thätigkeit. (Fortsetzung folgt.)

GOLDFÖRNER.

* Die Vorstellung eines Unglücks ist noch immer etwas ganz anders als das Unglück selbst, wenn es mit der furchtbaren Gewisheit seiner Gegenwart eintritt. Man muß daher auf nichts so wenig vertrauen und an nichts so unablässig arbeiten als an seiner Seelenstärke und seiner Selbstbeherrschung, die beide die einzigen sicheren Grundlagen des irdischen Glücks sind.

* Die meisten Leute machen sich nur durch übertriebene Forderungen an das Schicksal unzufrieden. Bei den Klagen, daß sie etwas aufgeben müssen, was sie früher genossen, vermissen sie, innerlich dafür dankbar zu seyn, daß sie es bis dahin ungestört genossen.

* Man ist allerdings in der Welt, um glücklich zu seyn; aber der Gutgesinnte findet sein höchstes Glück in der Pflichterfüllung und der Weise trauert nicht, wenn ihm auch kein anderes wird, als was er sich selbst zu schaffen im Stande ist.

Wilhelm v. Humboldt.

Der Fortschritt bei den Thieren.

(Fortsetzung.)

Was wird man aber erst von einem Thiere fagen, welches aus einem fruchtessenden allmähig ein blutdürstiger Fleischesser geworden? Und dennoch finden wir 'ein sorgfältig beobachtetes Beispiel dieser Art in der englischen Zeitschrift „Nature“ angeführt. Der Nestor notabilis, ein neuseeländischer Vogel ist ein Bewohner des wilden Hochgebirges; er gehört bekanntlich zur Gattung der Papagaien, Ordnung der Trichoglossinae. Die untere Fläche seiner dicken Zunge ist an der Spitze mit Papillen bedeckt, womit er die süßen Blumenläste — den Hauptstoff seiner Nahrung — einsaugt; außerdem nährt er sich noch von wilden Beeren und Insekten. Eine solche Nahrung erfordert gewiß weder Muth, noch gewaltsamen Kampf; es ist daher auch ein friedlicher Vogel, oder wenigstens war er es in früherer Zeit; allein die europäische Kolonisation hat ihn verborgen.

Die meisten Kolonisten auf Neuseeland leben bekanntlich von der Vieh- und insbesondere von der Schafzucht. Wenn die Schafe geschlachtet werden, hängt man sowohl das Fleisch wie die Felle auf eigens errichteten Gestellen auf, um sie an der Luft zu trocknen. — Auf dieses seltsame Schauspiel wurde der genannte Vogel alsbald aufmerksam, zumal im Winter, wenn es ihm an Nahrung zu mangeln anfangt, und er versuchte von dem ausgestellten Fleische zu kosten; es schien ihm zu munden, wenigstens bemerkten die Schafzüchter, daß der Nestor häufig von der ihm früher gänzlich unbekanntem Nahrung ganze Stücke abriß und verzehrte. Aber, il n'y a quo lo premier pas qui coûte: der erste Schritt, den der Nestor notabilis auf der Bahn des Raubes gewagt, führte ihn immer weiter, und so ist der unschuldige friedliche Bergpapagai allmähig ein wüthender, gewaltthätiger Raubvogel geworden. In den letzten 3 Jahren bemerkten die Viehzüchter, daß ihre Schafe an einer bis dahin gänzlich unbekanntem Krankheit litten. Diese Krankheit äußerte sich durch das Entstehen blutiger Wunden sowohl auf dem Rücken wie an den Seiten des Thieres und häufig waren diese Wunden so zahlreich, daß sie durch fortwährende Eiterung den Tod herbeiführten. Niemand mußte etwas über die Art und Weise anzugeben, wie diese Wunden so plötzlich entstanden. Endlich sah eines Tages ein Hirte, wie sich ein Nestor notabilis auf den Rücken eines Schafes niederließ und dem armen Thiere sowohl Wolle wie Haut vom Leibe riß. Dies gab zu genauer Beobachtung Anlaß und man verschaffte sich bald die Ueberzeugung, daß es obige Vögel waren, welche meistens mehrere zugleich über ein Schaf herfielen und es verwundeten. Das letztere, von dem einzigen ihm zur Verfügung stehenden Abwehrmittel Gebrauch machend, warf sich auf den Rücken und wälzte sich hin und her; allein dies half wenig, denn die blutdürstigen Vögel richteten nun ihre Angriffe gegen Lenden und Bauch des unglücklichen Opfers, welches mitunter auf der Stelle dem Anfall erlag.

Hier hoben wir es also mit einem Thier zu thun, welches in einem verhältnißmäßig kurzen Zeitraum neue, von seinen früheren völlig abweichende Gewohnheiten angenommen hat. Und wahrlich kann man sich eine größere Umwandlung vorstellen wie die eines Honig und Frucht essenden Vogels, der, plötzlich zum blutgierigen Raubthiere geworden, sich mit Wuth auf seine Beute stürzt und ihr das Fleisch von den Knochen reißt? Dabei ist noch zu bemerken, daß der Nestor die Schafe bloß im Winter angreift, wenn es ihm an seiner gewöhnlichen Nahrung gebricht, sowie daß die erwähnte Gewohnheitsänderung noch keineswegs eine allgemeine geworden ist. Es gibt noch immer Segenden in Neuseeland, wo sowohl die genannten Vögel wie die Schafe sehr zahlreich vorhanden sind, ohne daß die Heerden bis jetzt von jenen auch nur das Geringste zu leiden gehabt hätten. Diese Bemerkungen sind von der größten Wichtigkeit, denn sie beweisen, daß die Veränderung in der Lebensweise des Thieres eine völlig willkürliche gewesen ist: aus freiem Antrieb hat der Nestor notabilis seine vegetabilische, so mühselos zu erlangende Nahrung aufgegeben, um sich dem Schafffleisch zuzuwenden, dessen er bloß mittelst eines hartnäckigen Kampfes habhaft werden kann. Desgleichen ist es der freie Wille, der ihm erst angeführten Beispiel den Wittewal veranlaßt, sich der Wohnung des Menschen zu nähern, um den einen oder andern fadenartigen Gegenstand, den er in seinem Bereich findet, sich anzueignen. Der Vogel hat also die Vortrefflichkeit dieser Erzeugnisse der menschlichen Industrie erkannt und ihnen den Vorzug von dem von der Natur ihm Gebotenen gegeben. Ein erstes Mal hatte er vielleicht die Wahl nicht. Allein so viel steht fest, daß seit dem ersten Versuch er bei dem leichteren und als gut erkannten Mittel geblieben ist.

Man wird uns etwa die dem Thier angeborne Trägheit einwenden. In der That, bei allen Thieren bemerkt man einen gewissen Widerwillen gegen Alles, was Anstrengung erfordert: der Vogel, dessen Aufgabe es ist, ein Nest zu bauen, wird sich diese Arbeit ersparen, sobald er ein altes Nest findet, das sich mit einigen Herrichtungen adoptiren läßt. Man hat diese natürliche Trägheit sogar schon ausgebeutet, um junge Singvögel nach Orten zu loden, wo sie früher selten vorkamen; man hing künstliche Nester an den Bäumen und Gesträuchen auf und der glänzendste Erfolg krönte die List. Selbst die meisten der abgefordert lebenden Bienengattungen legen einen gewissen Grad von Trägheit an den Tag. Eine dieser Gattungen, die Anthibienen, hat einem französischen Zoologen Gelegenheit geboten, ein Beispiel von Trägheit zu beobachten, welches zugleich als ein sprechender Beweis von dem merkwürdigen Verstandesvermögen dieser Kerfthiere Erwähnung verdient. Die Anthibienen pflegen ihre Nester mit einer Art Filz zu umgeben, welchen sie langsam aus Pflanzenwolle, Federn und andern faferartigen Bestandtheilen verfertigen: eines Tages bemerkten einige auf Beute ausgehende Anthibienen ein paar rothwollene Hemden, welche in der Sonne zum Trocknen lagen. Sofort nagten sie Stücke davon heraus, und auf diese Weise war ihre Arbeit bald vollbracht. (Em. Blanchard.) (Schluß folgt.)

Die Kohlensäure-Ausscheidung

aus dem Blute des Menschen und der Säugethiere findet vorwiegend durch die Athmung statt, und werden für einen Erwachsenen 900 Gramm für 24 Stunden im Mittel angenommen. Bezüglich der Abgabe dieses Gases durch die Hautoberfläche schwanken die Angaben sehr. Herr Aubert hat nun in Gemeinschaft mit seinem Assistenten Herrn Lange zu Rostock an sich selbst die Bestimmung derjenigen Kohlensäuremenge, welche aus dem Körper binnen 24 Stunden entweichen, neuerdings mit Hilfe des Respirationsskastens, welcher der Respirationskammer Pettenkofer's nachgebildet ist, aufgenommen und gefunden, daß solche in 24 Stunden im Mittel nicht mehr als $4\frac{1}{2}$ Gramm betragen, somit $\frac{1}{2}$ Percent derjenigen Menge, welche in derselben Zeit durch die Lunge an die Luft abgegeben wird. Die Fähigkeit, Kohlensäure abzugeben, kommt übrigens nicht allen Theilen der Körperoberfläche in gleichem Grade zu, und beschränkt sich an der Hand z. B. auf ein Minimum, wie partiell angestellte Experimente dargethan haben; auch schwankt dieselbe nach der äußeren Temperatur und nimmt mit der Höhe derselben zu; im Bette ist sie lebhafter, als wenn wir nur bekleidet sind u. s. w. Dies ist in Kürze das Resultat der von Aubert gemachten Wägungen. Wir wollen noch hinzufügen, daß ander-

weitige Untersuchungen mit kalten und warmen Bädern die Thatfache herausgestellt haben, daß die sogenannte Hautathmung im kalten Bade herabgesetzt wird, jedoch nach dem Verlassen desselben wieder rasch zunimmt und einen höheren Werth erreicht, als dies unter normaler Temperatur stattfindet, hingegen ist die Abgabe der Kohlensäure im warmen Bade eine gesteigerte, sinkt jedoch nach Verlassen desselben unter das normale Mittel herab. Die beschleunigte Athmung im kalten Bade wirkt kompensirend, indem die Lungen zu stärkerer Thätigkeit angeregt werden; im warmen Bade verlangsamt sich der Athmungsrythmus aus demselben Grunde; in dem einen wie dem anderen Falle ist die Rückwirkung dieselbe, nämlich rascherer Stoffwechsel und in Folge im Ganzen vermehrter Kohlensäure-Ausscheidung.

Ein sonderbares Erkennungsmittel.

Ein Schneiderlehrling Vanbeck hatte während seiner Lehrzeit bei dem Meister P. dessen Kunden kennen gelernt und dies benutzte, um Betrügereien auszuführen. Er begab sich nämlich zu Kunden, von denen er wußte, daß ihnen kurz vorher neue Kleidungsstücke von dem Meister geliefert waren, und erklärte, der letztere ließe sich die Sachen nochmals ausbitten, da an denselben noch eine Aenderung vorgenommen werden müsse. In einem Falle übergab ihm eine Frau in Abwesenheit ihres Mannes einen ganzen Anzug. In zwei anderen Fällen hatte er sich vergebens bemüht, denn die in der Wohnung anwesenden Dienstmädchen, an die er sich wendete, lehnten es ab, ihm die erbetenen Kleidungsstücke zu übergeben. Im Audienz-Termin über den Sachverhalt befragt, erklärte eins der Dienstmädchen: „Ich habe ihm den Rock und die Hose, die er verlangte, nicht gegeben, weil ich ihm nicht geglaubt habe. Er sagte, er sei Schneiderlehrling und dabei trug er einen großen Cylinderhut auf dem Kopf! Aber wie kommt ein Schneiderlehrling zu einem Cylinder! Nun, dachte ich bei mir, wir sind weit vorgeschritten, aber so weit sind wir noch nicht, daß die Schneiderlehrlinge Cylinder tragen. Also dachte ich mir, daß er nicht sei, wofür er sich ausgab.“ Der Angeklagte wurde wegen theils vollendetem, theils versuchten Betruges zu 4 Monaten Gefängniß verurtheilt.

Verschiedenes.

Ueber die Lebensdauer der Thiere macht ein Fachblatt interessante Angaben. Fische leben bis zu 9 Monaten, die Zaunkönige leben 2—3 Jahre, die Kraxe 9—18 Jahre, Schafe und Ziegen 12 Jahre, der Frosch 12—16 Jahre, das Hind im Durchschnitt 15 bis 20 Jahre, die mittlere Dauer eines Pferdelebens ist 25 Jahre, die Erde lebt durchschnittlich 36 Jahre, der Papagai und die Gans können 100 Jahre erreichen, der Falke und der Nabe über 150 Jahre, der Wallfisch und der Elefant möglicherweise 200 Jahre alt werden.

Logogryph.

1. 2. 3. 8. 9. 10. Es lauschet Dein Ohr, es ergreift Dir das Herz,
Erhöhet die Freude und mildert den Schmerz.
5. 6. 7. 8. Ohn' Anfang, ohn' Ende —
Schmückt es Deine Hände.
5. 9. 8. 9. 10. Es kühllet die Hitze, es läbet die Flur,
Erfrischet die Blumen, erquickt die Natur!
5. 6. 7. 4. 9. Als schützende Hülle
Erscheint es in Fülle
Am Baum und am Brod.
9. 5. 4. 9. Du lebst auf ihr und lebst von ihr,
Du wohnst auf ihr und schläfst in ihr.
1. 2. 3. 4. 5. 6. 7. 8. 9. 10.
Ein freundliches Städtchen am Kocherstrand,
Den Freunden dort — schöner Gruß sei gesandt.

Ursp.

Er.

Charade.

Die Erste wächst am Menschen,
Die Zweite wächst am Ast,
Das Ganze trifft das Erste
Und ist ihm sehr verhasst.

Auflösung der Räthsel in der vorigen Nummer:
1) Koblenz. 2) Hauskreuz.

Verlag: gedruckt und verlegt von Wild. Brandes & Co.